

Soziologie: Jetzt mit der Extraportion Unsicherheit

Bericht vom 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
6.-10. Oktober 2008 in Jena

Von Katharina Sebler

Die Problematik, dem Kind einen Namen zu geben, erweist sich oft als eine größere Herausforderung, als man sich das ausmalen möchte. Wie schön ist es da, für derlei Probleme Abhilfe zu sichten. So kann man immer wieder in der Online-Version der Süddeutschen Zeitung einen Link¹ finden, über den man (und frau) sich über die Wirkung verschiedener Namen informieren kann. Unterschieden wird dabei in jung, attraktiv und intelligent, und ein erhobener, geneigter oder gesenkter Daumen gibt an, inwiefern das jeweilige Label auf den einzelnen Namen zu trifft. Das positivste Urteil erhalten in diesen Zeiten klassische Namen wie Anna, Julia, Alexander und David. Der Betrachter vermag hier also einen Trend herauszulesen, der sich an das Schon-mal-da-Gewesene hängt, das bereits Erprobte, und in seinem Revival dennoch irgendwie Neue – so wie es in jeder Strömung der Mode ist. Natürlich beschränkt sich jene Besinnung auf das spielerisch mit dem Neuen verwobene Klassische nicht nur auf Kindernamen. Ähnliches kann man feststellen, wenn es darum geht, einen Arbeitstitel für ein paper, ein Thema für ein Forschungsprojekt, oder ein Motto für eine Party zu finden. Es ist daher wenig erstaunlich, dass sich auch die Organisatoren des 34. DGS-Kongresses diesem Trend gerne anschlossen und sich für die gemeinsame Zeit in Jena das Thema „Unsichere Zeiten“ ausdachten. Auf den nächsten Seiten soll nun der Versuch unternommen werden, ein paar Eindrücke zu schildern, die man in der Zeit vom 6.-10. Oktober in Jena sammeln konnte. Selbstredend *muss* bei einer Veranstaltungskomplexität von über 450 Vor- und Beiträgen die Auswahl der besprochenen Ereignisse willkürlich, nicht-repräsentativ und unfair ausfallen.

Die Geschichte der Jenaer Soziologie ist überschattet vor allem von der Organisation des klar nationalsozialistisch orientierten Soziologentreffens 1934, das zwar nicht von der DGS autorisiert, jedoch ebenfalls von DGS-Mitgliedern besucht wurde. Zu DDR Zeiten konnte sich die Soziologie als eigenständige Disziplin an der Jenaer Universität nie re-etablieren, lediglich marxistisch-leninistische Literatur war Teil eines gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums. Die Geschichte der Soziologie, wie wir sie heute in Jena vorfinden, reicht nur bis ins Wintersemester 1992 / 1993 zurück (vgl. van Dyk / Strecker 2008). Die Wahl Jenas als Tagungsort für den 34. DGS-Kongress bot also neben inhaltlichen Debatten auch die Chance, die jüngere deutsche Geschichte aufzuarbeiten, was durch ein umfangreiches historisches Rahmenprogramm und entsprechendes Infomaterial unterstützt wurde. So lag über den fünf Tagen Jenaer Soziologiekongress 2008 eine positive Spannung aus Gewesenem und Aktuellem.

Das Thema „Unsichere Zeiten“ wurde bekanntlich schon zu einem Zeitpunkt gewählt, als die sich stündlich selbst überbietenden Hiobsbotschaften der globalen Finanzkrise noch nicht abzusehen waren, doch es erscheint *post hoc* geradezu so, als hätten die Organisatoren in die Zukunft blicken können. Das Etikett ist aber nicht nur wegen seines presse- und zeitgeistfreundlichen Mäntelchens so *tricky* gewählt, sondern weil es wie kaum ein anderer Titel die Verwobenheit von Bekanntem und Unbekanntem trifft. Es tut so, als handle es sich um etwas Neues deshalb, weil das Beschriebene sich im Dunstkreis des Unbekannten, Ungewohnten und irgendwie auch Ungewollten ansiedeln lassen muss, und verdeckt dabei geschickt, dass es eigentlich nichts Bekannteres als eben Unsicherheit gibt. Das wussten selbstverständlich auch die Organisatoren und fragen deshalb im Themenpapier zum Kongress, inwiefern die Mensch-

1 Vgl. <http://www.sueddeutsche.de/leben/454/411226/bilder/>.

heit nun „andere“ Unsicherheiten erlebt. Es ging also um die „Phänomenologie zeitgenössischer Verunsicherung“ (Soeffner / Vobruba / Döre / Lessenich 2008).

Es ist geradezu ein Allgemeinplatz, dass Unsicherheitsbearbeitung weniger Sicherheit erzeugt als neue Unsicherheiten. Entsprechend groß war die Themenvielfalt beim 34. Soziologiekongress, denn natürlich erfüllte das Veranstaltungsthema auch das, was ein guter Titel eben erfüllen muss: er muss einen Rahmen schaffen, innerhalb dessen letztlich alles möglich ist. Neben denjenigen Veranstaltungen, in denen es beispielsweise um die Finanzkrise, unsichere Arbeitsverhältnisse und allgemeine Zukunftsängste ging, fanden sich auch solche, bei denen ausschließlich ein sprachlich einigermaßen geschickter Titel² einen Bezug zum Oberthema herstellte und man ansonsten das hörte, was man bei jedem anderen Oberthema auch gehört hätte. Werfen wir nun also einen kurzen Blick auf einzelne Ereignisse.

Eindrücke

Getragen wurde der Kongress, wie bereits angedeutet, von einer Art „Unsicherheitsaktualitätseuphorie“. Die Unsicherheitsbearbeitung begann auch sogleich bei der Eröffnungsveranstaltung, zu der neben den Rednern Ulrich Beck und Georg Soeffner auch der Thüringische Ministerpräsident Althaus und der Jenaer Bürgermeister gekommen waren, um die Kongressgäste zu begrüßen. Richtig willkommen fühlte man sich (als Münchner Soziologe), als man sich von Seiten der Politik nicht entscheiden wollte, ob man auf den Titel „das München des Ostens“ stolz sein dürfe. Aber wie gesagt, Titel sind nicht einfach.

Entschiedener trat dagegen Ulrich Beck auf, der für einen der beiden Eröffnungsvorträge verpflichtet wurde. Beck fokussierte dabei vor allem auf die Beziehung von Gleichheitsforderungen, Globalisierung und den Klimawandel. Er verwies dabei auf ein institutionalisiertes Wegsehen, denn die Blicke auf Gleichheit bzw. Ungleichheit werden auf nationale Grenzen eingeeengt, so dass die Ungleichheit zwischen Ländern, Regionen und Staaten, so Beck, als politisch unvergleichbar gelten. Die nationalstaatliche Perspektive ist für die Risiken der Moderne folglich nicht mehr das Mittel der Wahl. Beck kann dann aber gerade in den die Gesellschaft beutelnden Risiken eine Chance sehen. Denn der Klimawandel bietet für Beck die Möglichkeit, die „nationalstaatlichen Borniertheiten“ (Beck 2008) zu überwinden, und einen kosmopolitischen Realismus zu entwickeln. Aber: wie macht man das eigentlich? Und vor allem: wer? Gegen Ende seines Vortrags wurde es dann fast poetisch, indem Beck für die Gesellschaft (und auch die Soziologie) das Bild der Raupe entwarf, die, sich im Stadium der Verpuppung befindend, ihr Ende beklage, da sie den Schmetterling noch nicht erahnen könne. Im selben Atemzug warnte Beck jedoch auch vor zuviel Optimismus, da dieser den Anstrengungen, die für die Transformation zum Schmetterling nötig sei, den Antrieb entzöge (ebd.). Freilich überstrapaziert dieses Bild die Bewusstseinsregungen einer Raupe und unterschätzt die Phantasie der Menschheit. Vielleicht also dreht sich die Frage nach der Zukunft (auch der Soziologie) eher darum, welche Art Schmetterling denn auf den (kosmopolitischen?) Wiesen seinen Nektar sammelt: Tagpfauenauge oder gemeine Motte?

Georg Soeffner, der den zweiten Eröffnungsvortrag „Kritik der soziologischen Vernunft“ hielt, setzte statt auf den Klimawandel auf ein anderes Aktualitätsszugferd. Bei ihm ging es um die finanzielle Dimension der zeitgenössischen Unsicherheiten. So warnte er vor einem Ökonomismus, dem auch die Soziologie verfallen könne. Stattdessen müsse die Soziologie die Aufgabe übernehmen, Alternativen zu zeigen zu dem, was ist (vgl. Grünewald 2008).

2 So zum Beispiel bei der Veranstaltung der Sektion Wissenssoziologie zum Thema Bilder, organisiert von Jo Reichertz und Hubert Knoblauch, bei der es dann anstatt „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“ hieß „Ein Bild trägt mehr als tausend Worte“.

An Soeffner kamen vor allem die Journalisten nicht vorbei (oder umgekehrt?). Als Vorsitzendem der DGS oblag es ihm, in Pressemitteilungen und Berichterstattungen möglichst anschlussfähige Sätze zu sagen. So durfte man in mehreren Artikel (bspw. in der Welt vom 07.10.08) rund um den Kongress lesen, dass „die reine Dominanz des Ökonomischen über das Politische [...] ganz offenkundig gebrochen“ sei. Das ist natürlich Balsam für Zeitungsdeutschlands Seele, wenn man sich auch fragt, ob es diese reine Dominanz denn je so gegeben habe. Auch Klaus Dörre stand als Mitorganisator des Kongresses im Fokus der Journalisten und füllte entsprechend viele Spalten der Tages- und Wochenpresse. Der Spiegel berichtet über einen Tag an der Seite Dörres und amüsiert sich dabei sowohl über die Hektik des Kongresses wie über Klischees einzelner Fachrichtungen, so eben auch der Soziologen als „Geheimorden mit eigener Sprache, vom Rest der Welt gemieden wie Giftsumach“ (Hoppe 2008). Und dies nicht ganz zu Unrecht, wie man liest, denn schließlich finden sich in all den Kolloquien, Seminaren und Vorträgen keine Antworten „auf die Fragen draußen“ (ebd.). Am Ende wird Dörre dann mit der Erkenntnis zitiert: „die Zeiten werden unsicher bleiben“ (Dörre, in: Hoppe 2008). Wenn man das liest, weiß man natürlich, dass derlei Sätze, genauso wie die Soeffners oder anderer Kollegen, dem (Presse-)Kontext geschuldet, daher massen(medien)tauglich angelegt und kaum in der Form auch im wissenschaftlichen Seminar zu erwarten sind. Und dennoch meint man aus ihnen eine gewisse Zerrissenheit darüber herauszulesen, einerseits zu klug zu sein, um an einfache Antworten zu glauben, und andererseits das Fehlen dieses Glauben zu betrauern. Da ist es natürlich ungünstig, dass in Zeitungen Sätze stehen müssen, die in irgendeiner Weise eine Meldung darstellen. Konsequenterweise tat sich die Presse auch dieses Mal wieder schwer, für die Leserschaft Berichtenswertes zu finden. Nicht nur der Spiegel, auch die NZZ (vgl. Güntner 2008) beispielsweise beklagte, dass letztlich keine Antworten auf die große Krise „da draußen“ zu hören waren. Und wo keine Antworten, da auch kaum Analyse.

Dass es jedoch auch Ausnahmen gab, bewies Christoph Deutschmann (vgl. Kamann 2008). Keine Antworten im Sinne von konkreten Auswegen aus der Finanzkrise, aber immerhin Analysen jenseits von Managergehältern und gierigen Bankern gab Deutschmann in seiner Vorlesung *Die Finanzmärkte und die Mittelschichten* am Donnerstagnachmittag. Er analysierte die Finanzkrise als eine von der Mittelschicht ausgelöste Krise. Wachstum, so Deutschmann, bedeute, dass Schulden gemacht werden. Der Rendite der einen stehen die Schulden der anderen gegenüber. Auch dürfen nicht zu viele in die Riege der Vermögenden aufsteigen. Da jedoch immer mehr Menschen (besonders aus der Mittelschicht) in diese Klasse aufsteigen möchten, steigt auch der Bedarf an Schuldner, sodass die Banken und Fonds konsequenterweise auch Kredite dorthin vergaben, wo die Rückzahlung nicht gewährleistet ist, eben u.a. in der US-Mittelschicht. Die Krux einer solch komplexen Analyse ist freilich immer die Unsicherheit (da ist sie wieder!) über die abzuleitenden Folgen. Es fällt zwar nicht schwer, Mitfaktoren wie die überall proklamierte Eigenverantwortung, Unterschiede zwischen Arm und Reich oder die Bestrebungen der Mittelschicht, auch was vom Renditekuchen abhaben zu wollen, zu nennen. Nur: was dann? Und plötzlich vermisst man ihn auch selber: den Glauben an einfache Antworten.

Natürlich waren in Jena aber nicht nur die weltweiten Krisen Thema. Einige Stunden reservierte man auch für die interne Selbstvergewisserung. So durfte man sich zwei spannende Stunden am Dienstagabend vom *Forum 1: 1968 und die Soziologie* erhoffen. Angetreten waren unter der Leitung von Stephan Lessenich die Diskutanten André Kieserling, Claus Offé, Barbara Sichtermann und Rudi Schmid, um sich der Frage zu nähern, was '68 für die Soziologie bewirkt habe. Während die drei Letztgenannten '68 quasi hautnah miterlebten (Geburtsjahre 1940, 1943, 1939), war André Kieserling die Rolle des Spätgeborenen (*1962) zugeordnet, der der Teilnehmerperspektive der anderen drei Sprecher eine Perspektive der distanziert-kritischen Beobachtung zur Seite stellen sollte. Gleich nach der Eingangsfrage, was für die Redner

denn ihr persönliches '68 gewesen sein, klärte Kieserling also die Fronten, und berichtete von seiner Adorno-Lektüre 1978, 68er-Romantik habe er verweigert. Für den ebenfalls spät geborenen Zuhörer bot sich ein interessantes Stück *live* vorgetragener Geschichte dar. Schmidt und Offe erzählten aus der Zeit, in der sie dem SDS angehörten. Für Schmidt begann '68 weit früher und endete mit dem Jahre '69. Sogleich distanzierte er sich von den Auswüchsen zu kommunistischen Sekten wie der RAF. Sichtermanns '68 begann im Jahre '68. Sie war zu der Zeit am Bochumer Theater und erlebte sich zunächst als recht abgeschottet durch die Kunst. Nachdenklich stimmte ihr Bericht von einem Theoriehunger, der heute so nicht mehr vorkäme. Auch Offe sprach von einer intensiveren Auseinandersetzung, von dem Mehr an Mühe, wie man sich geben musste, wolle man die Zustände entschleiern; auch deshalb, weil Ideologiekritik damals noch schwerer war als heute, wo jeder durch Internet und Visualisierung über die Normalität von Krisen Bescheid wisse. Lesen, so durfte man lernen, sei damals sexy gewesen. Auf die Frage, ob '68 nicht hauptsächlich eine Bewegung der Soziologiefachschaften gewesen sei, antwortete Schmidt, dass die Soziologen zwar als Theorielieferanten wichtig gewesen wären, die Spitze der Bewegung jedoch andere Fächer besetzten, namentlich die Germanisten und Romanisten. Sichtermann ergänzte hierzu, dass jedoch der SDS in den frühen 60er Jahren hauptsächlich von Soziologen beherrscht war. Neben der Nachholstunde in jüngerer deutscher Geschichte sollte jedoch die Diskussion nicht ganz verloren gehen. Kieserlings Versuche, auch kritische Fragen zu stellen, etwa danach, ob die Leute damals auch als Individuen, oder nur in der Gruppe konfliktfähig waren, erzeugten vor allem hitzige Gefühle. Schmidt verwies darauf, dass solcherlei Kritik von Unkenntnis zeuge und Kieserling blieb nur, sich verwundert zu zeigen, dass Fragen tabuisiert würden. Das beförderte die Sachlichkeit der Diskussion nicht sonderlich, zeigte aber auf der anderen Seite, wie schwer es ist, gegen die Authentizität des „Dabeigewesenen“ zu argumentieren. Konsequenterweise näherte man sich in den besagten zwei Stunden einer Beantwortung der Fragestellung, was denn '68 für die Soziologie bewirkt habe, kein Stückchen. Da half auch der Hinweis aus dem Publikum nichts. So blieb man letztlich zurück mit dem Gefühl von: schön, dass wir darüber geredet haben. Das war es wirklich. Und dennoch blieb die mitunter erstaunlichste Erkenntnis, die der Abend – zumindest in unserer Reihe der Spätgeborenen – zutage förderte, die Verwunderung über den starken Eindruck, den der Soziologentag im Jahre '68 bei den Beteiligten hinterlassen haben muss. Und man fragte sich dann unweigerlich, ob sich der Soziologiekongress 40 Jahre später wird ähnlich in das Gedächtnis einprägen können.

Unsicherheitserzeugung qua Unsicherheitsbearbeitung konnte man auch besonders schön am Mittwoch im *Forum 4: Forschungsranking Soziologie* sehen. Unter der Leitung von Uwe Schimank sollten Stefan Hornbostel, Rainer Lange, Friedhelm Neidhardt, Trutz von Trotha und Hans-Georg Soeffner ihre Gedanken zur Evaluation der deutschen Soziologie wiedergeben.

Ausnehmend gelobt wurde von allen Teilnehmern die methodische Umsetzung des Rankings. Was man von dem Ranking aber allgemein zu halten hatte, wollte sich nicht so recht entscheiden. Es waren nicht nur die Besorgnis, inwiefern das Ranking die Autonomie des Faches beeinträchtige, die Klage über einen Wandel Richtung Managementformen und die Infragestellung einzelner Indikatoren, wie z.B. das der Drittmittel, die Kritik am Ranking laut werden ließen. Viel grundsätzlicher drehte es sich auch um die Frage, ob man denn bei einem solchen Ranking überhaupt mitmachen sollte. Von Trotha gab zu bedenken, dass wenn man schon keine andere Wahl habe, als mitzumachen, müsse der Fokus darauf gelegt werden, wie mit den Ergebnissen umgegangen wird, wie Verwaltung, Medien und Politik darauf reagieren. Es handle sich hierbei nicht um „harmlose Forschung“. In das gleiche Horn blies auch Soeffner, der betonte, aus einem Mitmachen kein Mitlaufen werden zu lassen. Ergebnisbezogen sorgte er sich um das Auseinanderdriften zwischen Forschung und Lehre an vielen Standorten. Und

obgleich es bisher positive Reaktionen seitens schwacher Standorte gab, gelte es vor allem, die Folgen der Veröffentlichung der Ergebnisse zu erforschen.

Hornbostel bescheinigte der Soziologie, bei der Entwicklung von Evaluationen den Anschluss verpasst zu haben und empfahl dem Fach, anstatt sich darüber zu wundern und verklärten Autonomievorstellungen nachzuhängen, das Ranking als Anstoß für eine Selbstfindung zu nutzen. Da passte schließlich auch Neidhardts Werben für Ruhezonen vor der Kontrolle.

Natürlich ist man geneigt, vielen der vorgebrachten Einwände und Kritikpunkte zuzustimmen. Und schnell findet man sich selbst wieder inmitten einer Soziologie, die sich (trotz besseren Wissens?) darüber vielleicht nicht wundert, aber doch ein klein wenig empört, dass Fremdbeschreibungen anders ausfallen als Selbstbeschreibungen. Dass diese beiden Beobachterperspektiven notwendigerweise nicht auf gleiche Linie zu bringen sind, ist klar. Und damit ist auch klar, dass letztlich nur der unbefriedigende Blick in die Zukunft bleibt, welche Effekte diese Beschreibungen je zeitigen. In der Tat stellt sich nämlich die Frage, inwiefern sich eine größere Ungleichheit zwischen den Soziologiestandorten entwickelt, die sich dann in der Vergabe von Forschungsgeldern oder auch in der Förderung von Projekten und wissenschaftlichem Nachwuchs ausdrückt. Werden an sich gute Projekte abgelehnt aufgrund eines Rankingplatzes? Werden „schwächer“ gewertete Institute Schwierigkeiten bekommen, geeignetes Personal für freie Stellen zu rekrutieren? Und schließlich: Wie kann man dann noch sehr gut werden, wenn man es nicht schon immer war?

Dass Unsicherheit aber nicht nur in großen Zusammenhängen wie dem Weltfinanzsystem oder einer wissenschaftlichen Fachrichtung eine Rolle spielt, wurde in vielen Veranstaltungen und Vorträgen deutlich. Zum Beispiel konnte Werner Vogd in seinem Vortrag *Zur Empirie und Theorie sozialer Zeit – Studien zu ärztlichen Entscheidungen in der Organisation Krankenhaus* durch Studien in medizinischen Entscheidungszusammenhängen zeigen, inwiefern Ereignisse in der Gegenwart Unsicherheit über Vergangenes erzeugen. Zur Offenheit der Zukunft tritt also eine Offenheit der Vergangenheit hinzu. Es kommt so zu einem ständigen Aushandeln über das, was gewesen ist, im Hinblick auf das, was gerade passiert.

Mit Unsicherheit im Zusammenhang mit Bildern und anderen visuellen Dokumenten beschäftigte sich die Sektion Wissenssoziologie am Freitagvormittag unter der Leitung von Hubert Knoblauch und Jo Reichertz. Ina Schmied-Knittel stellte in ihrem Vortrag *Sichtbarmachung des Unsichtbaren: Visualisierung als Beglaubigungs- und Legitimationsstrategie in religiösen Gefahrendiskursen* ihr Dissertationsprojekt vor. Sie zeigte anhand mehrerer Artikel, inwiefern sich die öffentliche Berichterstattung über Sekten, Satanismus, Ritualmorde etc. durch Bildmaterial auszeichnet. Da stichfeste Beweise in der Regel fehlen, muss auf andere Strategien zur Belegung der Vorfälle zurückgegriffen werden. Das hierfür fungierende Material besteht zum einen aus Bildern offenkundig nachgestellter Szenen, wie sie die Betroffenen im Nachhinein erinnern, zum Teil auch aus traumatherapeutisch angefertigten Zeichnungen der Opfer. Es sind also *post hoc* angefertigte Indizien, die aber dennoch für die Authentizität der berichteten Inhalte bürgen sollen. In der Tat konnte wohl jeder im Raum feststellen, dass bei den entsprechenden Stichworten (Satanismus, Sektiererei, Ritual) genau jene Bilder vor dem geistigen Auge erscheinen, wie sie in den Artikeln gezeigt wurden. Unsicherheit, hier in Gestalt von Unsichtbarkeit, wird also gerade durch die Darstellung einer offenkundigen Konstruktion „geheilt“.

Viel versprechend klang auch der Beitrag von Regine Herbrik *Heterogene Gebilde. Bild-Bild- und Bild-Text-Zusammenspiele am Beispiel des MMORPGs „World of Warcraft“*. Leider bestand die Darstellung fast ausschließlich aus deskriptiven Beschreibungen der einzelnen Icons und Symbolleisten der Benutzeroberfläche. Man hätte sich hier ein wenig mehr Einführung in die Fragestellung und den theoretischen Ansatz gewünscht.

Spannend waren die Ausführungen Gerd Sebalds in seinem Vortrag *Die Sicherheiten des Gedächtnisses* im Rahmen der *Ad-hoc-Gruppe 5: Erinnern und Vergessen als Bewältigung von Unsicherheit*. Unter Rückgriff auf verschiedene Theoretiker wie Maurice Halbwachs, Fritz Schütze, Jacques Derrida und Jürgen Habermas unterbreitete Sebald einen skizzenhaften Vorschlag für einen soziologischen Gedächtnisbegriff. Im Fokus der sehr empirisch angelegten Untersuchung im Kontext des DFG-Projekts *Soziale Erinnerung in differenzierten Gesellschaften* standen dabei die Vermittlung durch Medien, die „Lagerung“ der Inhalte über mehrere Generationen hinweg sowie die Glaubhaftigkeit des Gedächtnisses (das sich ja ständig dem Vorwurf ausgesetzt sieht, sich zu irren). Letztere werde, so argumentierte Sebald, über verschiedene Authentizitätskonstrukte hergestellt, z.B. Dokumente, Bilder und Berichte, die kontextabhängig herangezogen werden.

In der gleichen Ad-Hoc-Gruppe trug Marco Schmitt vor. In seinem Vortrag zur Kombination system- und netzwerktheoretischer Einsichten in Fragilität und Stabilität von Gedächtnisefekten stellte er das Begriffspaar Trennen und Verbinden als Grundproblem des Gedächtnisses dar. Die systemtheoretische Sicht auf das Gedächtnis als kommunikative Kohärenzprüfung betone den Aspekt des Trennens, während mit der netzwerktheoretischen Konzeption die verbindenden Elemente des Gedächtnisses betrachtet werden sollten. Schmitt etablierte den Terminus Gedächtnis schließlich als Vermittlungsbegriff zwischen Ordnen und Handeln bzw. Struktur und Ereignis. Woran der an sich spannende Ansatz leider krankte, war die völlige Abwesenheit auch nur eines empirischen Beispiels. Denn letztlich ist es doch die Empirie, an der sich Theorien messen lassen müssen, und die als Indikator dafür fungieren muss, welche Sichtbarmachungen eine Theorie ermöglicht und welche nicht, also letztlich auch, an welchen Stellen eine Verbindung verschiedener Theorien einen Mehrwert ermöglicht.

Ausblicke

Was konnte man in diesen Tagen in Jena also lernen? Vielleicht vor allem, dass die Soziologie, wenn sie über Unsicherheiten spricht, häufig über ihre eigene Unsicherheit reflektiert, was nun eigentlich ihre Aufgabe ist. Wenn Soeffner davon spricht, Alternativen anzubieten, was heißt das dann? Ist die Soziologie aufgerufen, dem Rest der Welt zu zeigen, was wirklich Sache ist, können nur Soziologen die wirklich wahre Wahrheit finden? Wohl kaum. Wir sehen eine Soziologie, die immer noch daran leidet, dass auch ihre Perspektive letztlich nur eine Perspektive ist. Eine Soziologie, die gerne mehr könnte, als Soziologie zu sein. Aber gerade so läuft es eben nicht.

Die Frage, die sich nach einer solchen Großveranstaltung wie einem Kongress unweigerlich stellt, ist nicht nur jene, was man in den vergangenen Tagen gelernt hat, sondern auch die, was denn eigentlich als Lernziel hat gelten dürfen. Und es ist vielleicht auch hier so, dass das Lernziel nicht das ist, was man naiverweise dafür hält. So bleiben als Eindrücke vom Kongress weniger die einzelnen vorgestellten Gedanken und Ergebnisse, als eine Idee davon, was es praktisch heißt, Soziologie zu betreiben. Für den wissenschaftlichen Nachwuchs stellt sich nach solchen Kongressen wohl unvermeidbar ein Moment der Entzauberung ein. Zur Faszination, sich inmitten der Fachelite zu bewegen, gesellt sich dann die Erkenntnis, dass vermeintliche Ikonen auch nur „mit Wasser kochen“, dass es nicht die beste Idee ist, zehn Vorträge in einer Zeitspanne von zweieinhalb Stunden durchzupitschen, und nicht zuletzt, dass die Tugend des freien Vortrags vom Aussterben bedroht zu sein scheint, angesichts der Reihen von Referenten, die den Unterschied zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache fahrlässig ignorieren und an ihren Manuskripten hängen wie eine Maus an einem Stück Käse.

Und nicht zuletzt bleibt auch nach fünf Tagen Akkord Unsicherheitsbearbeitung und recht erfolgreicher Unsicherheitserzeugung folgende Frage offen: Welches Label verbindet man (und wer wäre das?) eigentlich mit dem Wort Soziologie? Jung? Attraktiv? Intelligent?

Literatur

- Beck, Ulrich (2008): Ungleichheit ohne Grenzen, in: *Die Zeit* 42 / 2008 vom 9.10.2008, S.12-13.
- Güntner, Joachim (2008): Gier erklärt nicht alles. Die Finanzkrise am Deutschen Soziologentag in Jena, in: *NZZ* vom 10.10.2008.
- Grünewald, G. (2008): Ausgang völlig offen, in: Online-Version der *Südhüringer Zeitung* vom 8.10.2008, abgerufen am 3.2.2009 unter <http://www.stz-online.de/nachrichten/thueringen/seite2thueringenstz/art2478,855599>.
- Hoppe, Ralf (2008): Die Krisengewinnler, in: *Der Spiegel* 42 / 2008, S. 75.
- Kamann, Matthias (2008): Wie die Mittelschicht die Krise ausgelöst hat, in: *Die Welt* vom 11.10.2008.
- N.N. (2008): Soziologen: Die Dominanz der Wirtschaft ist gebrochen, in: *Die Welt* vom 07.10. 2008.
- N.N.: 30 Frauennamen und ihre Vorurteile, in: Online-Version der *Süddeutschen Zeitung*. <http://www.sueddeutsche.de/leben/454/411226/bilder/>.
- Soeffner, Hans-Georg / Georg Vobruba / Klaus Dörre / Stephan Lessenich (2008): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Themenpapier zum 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena, 6.-10. Oktober 2008*, in: *Hauptprogramm zum 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, S 18-23.
- Van Dyk, Silke / David Strecker (2008): *Geschichte der Soziologie in Jena*, in: *Hauptprogramm zum 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, S. 14-16.

Katharina Sessler
LMU München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München

katharina.sessler@soziologie.uni-muenchen.de